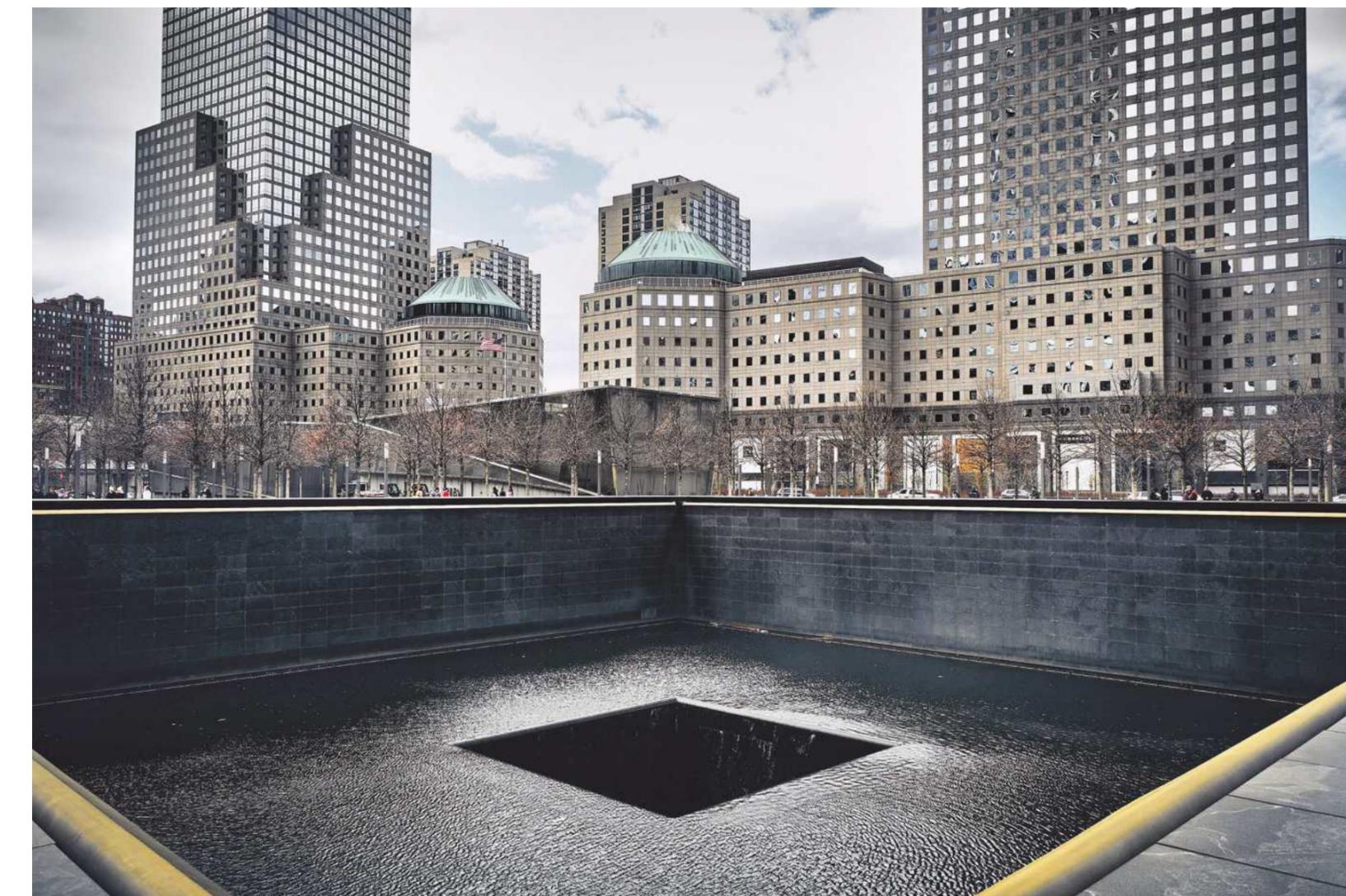


Sie ist wieder zurück, die nüchterne alte Tante Soziologie, auf deren intellektuelle Zukunft in der deutschen Öffentlichkeit noch vor zwanzig Jahren niemand gewettet hätte. Wer die Gegenwart nach 1989 oder nach 9/11 verstehen wollte, fragte damals lieber gründliche Historiker oder besorgte Philosophen. Selbst flinke Literaturwissenschaftler erschienen manchem plötzlich origineller, wenn es um die Gesellschaft ging. Folgerichtig entdeckte man in ihr jetzt ständig und überall große Erzählungen oder Narrative, offenbar jahrhundertlang übersehen und meist irgendwie verdächtig. Und über allem schwebten stolz die Lifesciences als neue Leitwissenschaften, schließlich hatten die ja gerade das menschliche Genom sequenziert.

Heute hat sich der Wind gedreht. Im grassierenden Krisenbewusstsein schlägt wieder die Stunde der Soziologie, die hierzulande eine eindrucksvolle Renaissance inmitten allgemeiner Ratlosigkeit erlebt. Und es sind längst nicht mehr nur Jutta Allmendinger und Heinz Bude, die den Job der Öffentlichkeitsarbeit übernehmen. Mittlerweile funken auch andere Kollegen permanent in den Medien auf allen Kanälen, über den Osten, über Klassenlagen und Kulturkämpfe, über Spaltungen und Spannungen, warum die Lage schlimm oder doch nicht total schlimm ist. Steffen Mau aus Berlin, Hartmut Rosa aus Jena, Paul-Irene Villa Braslavsky und Armin Nassehi aus München, Oliver Nachtwey aus Basel, Jens Beckert aus Köln, dazu häufig noch Eva Illouz, sie alle erklären der Gesellschaft die Gesellschaft, sogar Olaf Scholz soll ihnen manchmal zuhören. Sie alle bespielen virtuos eine der vornehmsten Aufgaben der Soziologie, der sich schon die Klassiker gerne stellten, von Tocqueville und Marx über Georg Simmel, Max Weber, Horkheimer und Adorno bis zu Arnold Gehlen, Ralf Dahrendorf, dem jungen Habermas und Niklas Luhmann: die Zeitdiagnostik. Denn ihre großen Werke waren ja nicht zuletzt Kommentare zur jeweiligen Gegenwart, die ihre Zeit auf den Begriff brachten.

Genau das versucht das neue Buch eines der Hauptverantwortlichen für das starke Comeback der Soziologie. *Verlust. Ein Grundproblem der Moderne*, so schlicht und zentnerschwer nennt Andreas Reckwitz sein Werk, das vielleicht wichtigste Sachbuch dieses Herbstes. Schon der Titel greift damit etwas auf, was jeder kennt, was zugleich jedoch als diffuses Grundgefühl momentan durch die ängstliche westliche Gegenwart wabert. Der Verlust wird hier aber nicht etwa psychotherapeutisch, sondern erstmals soziologisch analysiert und systematisiert. Wie sein Kollege Mau ist Reckwitz, Jahrgang 1970, Professor an der Humboldt-Universität zu Berlin; für seine Forschungen erhielt er den hoch dotierten Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft. 2017 veröffentlichte er *Die Gesellschaft der Singularitäten*, ein bahnbrechendes, viel diskutiertes Buch, das in diverse Sprachen übersetzt wurde und ihn zum gefragten Gesprächspartner machte. Wer es heute wieder zur Hand nimmt, wird übrigens verblüfft sein, wie gut seine Diagnosen in diesem Herbst immer noch die Lage erklären, ob es um Neogemeinschaften geht, die alte Organisationsformen ablösen (man denke an BSW und AfD), ob um die kultu-



Auch Denkmäler sollen heute helfen, Verluste zu verarbeiten: das 9/11 Memorial in New York

Foto: Gregor Kallina/Anzenberger

Was fehlt uns denn?

So wie der Soziologie Andreas Reckwitz erklärt, dass wir heute alle Verlierer sind, ist es schon fast wieder tröstlich VON ALEXANDER CAMMANN

24. Oktober 2024 DIE ZEIT No 45

rellen Spaltungen der westlichen Gesellschaft, jenseits der alten Klassenkonflikte, die sich bei Wahlen niederschlagen. Oder um jenen Großtrend weg von übergreifenden Verbindlichkeiten hin zu jenen vielen »Singularitäten«, die heute anstelle allgemeiner, früher einander Normen, Wünsche und Zugehörigkeiten die westlichen Gesellschaften molekularisieren, nicht nur bei Geschlechtern und Geschmäckern.

Verlust schließt sieben Jahre später dort an. Die alte Welt ist noch weiter verloren gegangen – und für die westlichen Gesellschaften potenzieren sich nach den Fortschrittserzählungen der Moderne lauter Verluste. Die Lage sieht ja wirklich übel aus: Inseln versinken, Arten sterben, die Klimakatastrophe droht, Modernisierungsverlierer überall, dazu der von ihnen profitierende Populismus als »Verlustunternehmertum« (Reckwitz), die alternde Gesellschaft mit ihrer Verletzlichkeit, die Pandemie mit Millionen Todesopfern weltweit. Aber es gibt auch zahlreiche Verlustkompensationen

mithilfe von Nostalgie – Vinyl statt Streaming –, durch persönliche Trauerarbeit, entsprechende Ratgeberlektüre oder durch vielfältige Erinnerungen an historische Opfer. Reckwitz listet solche unterschiedlichen Beispiele auf, um von diesen neuen Phänomenen ausgehend die Dinge geduldig zu ordnen.

Verlusterfahrungen gab es natürlich schon immer, ob nun der Vesuv 79 n. Chr. Pompeji verschüttete oder die Pest um 1348 ein Drittel der Europäer dahintraff. Aber erst die Moderne kreiert jene besondere »Verlustparadoxie«, wie Reckwitz es nennt: Denn erst seit dem 18. Jahrhundert entsteht in den westlichen Gesellschaften ein »Fortschrittsimperativ« mit Zukunftserwartungen von stetiger Verbesserung und zunehmender Berechenbarkeit, zuvor hatte sich der Rhythmus des Lebens ja kaum

geändert. Zugleich wachsen jetzt die Verluste, die der immer schnellere Fortschritt erzeugt: »Modern sein heißt, Verluste anzuhäufen.« Und die Moderne entwickelt Techniken, Verluste verschwinden zu lassen.

Aufmerksam durchwandert der Soziologe die Verlustlandschaften, verweist auf die Romantiker als erste moderne Verlustbearbeiter, überhaupt auf Kunst und Literatur, die Ästhetik der Nostalgie, auf die Konservativen, die politisch den Verlust bewirtschaften, auf Religion und Psychotherapeutisierung als Reaktion, er sieht »Verlustwut« und »Verlustempörung«. Nicht alles ist neu, wird aber erstmals systematisiert. Und man stößt auf viele interessante Beobachtungen zur Spannung zwischen Fortschritt und Verlust. Der Tod als radikalster Verlust zum Beispiel besitze in der Moderne »einen Schrecken wie kaum je zu-

vor«, weil er nicht zu einer Gesellschaft passt, die nurmehr um die irdischen Möglichkeiten in der Zukunft kreist. Oder seine Sicht auf die Progressiven, die gegen drohende Verluste »gleichsam selbst strukturell konservativ werden«: die Linken in der Verteidigung des Sozialstaats, die Linkliberalen bei den vom Rechtspopulismus bedrohten Freiheitsrechten. »Nirgendwo ist die Fortschrittsorientierung noch ungebrochen« – und konservativ ist mal wieder komplizierter als gedacht.

Entscheidend jedoch ist eine epochale Veränderung, die Reckwitz seit den 1970er-Jahren im Westen diagnostiziert (sein Buch zielt ausdrücklich nur auf die westliche Moderne): der allmähliche Zusammenbruch der Zukunft in dieser Spätmoderne. Klassische Fortschrittskritik, die es von Rousseau über Nietzsche bis zu Adorno immer gab, verwandelt sich zunächst in Zukunftsskepsis – bis heutzutage schließlich die Zukunft als Katastrophe für jedermann denkbar ist. Plötzlich kehrt sich das Verhältnis um: An



Andreas Reckwitz: *Verlust. Ein Grundproblem der Moderne*. Suhrkamp, Berlin 2024; 463 S., 32,- €, als E-Book 27,99 €

die Vergangenheit wird sich nicht nur in Ostdeutschland positiv erinnert, nicht nur dort wird die Zukunft negativ erwartet. Die Kinder werden es kaum besser haben, anders als seit Jahrhunderten. Parallel zu rasanten Fortschritten in kürzester Zeit (Internet, KI, Lebenserwartung, Medizin) vollzieht sich eine rasende »Verlusteskalation« (Reckwitz). Dystopien in Filmen und Romanen, Kippunkte und Schwellen beim Klima sind Facetten dieses Wandels. Reckwitz stellt diverse Verlustschübe fest, vom Klimawandel bis zur privaten »Erwartungsexpansion« an die eigene Biografie, was wiederum eine enorme »Enttäuschungsanfälligkeit« zur Folge habe. Er beschreibt soziale Techniken, die auf eingetretene oder drohende Verluste reagieren. Da wären Bewegungen zum Erhalt des kulturellen Erbes, der Siegeszug des Opferstatus für Gruppen und Individuen, die Idee von Resilienz, die politische Reaktion durch Populismus, aber auch durch Konsumverzicht oder vegane Ernährung. Längst gibt es kulturelle Symbole für die neue Fokussierung auf Verluste: eine Denkmalskultur, wie sie sich in dem 9/11-Memorial in New York zeigt. Statt der Zukunftserwartung des American Dream beschwört man hier »die Hoffnung auf kollektive Resilienz angesichts von Katastrophen«.

Der Denkstil, der dieses Buch durchzieht, folgt einem speziellen Pathos unbedingter Sachlichkeit. Bei Reckwitz herrscht der Wille zur Klarheit im Angesicht der möglichen Katastrophe, mit einer deshalb wohl besonders ausgeprägten Lust am Ordnen und Systematisieren. Offensichtlich meint hier jemand, solche Ordnung seiner Mission und der intellektuellen Redlichkeit schuldig zu sein. Ohnehin steckt in Reckwitz' Ringen mit dem Verlust etwas Heroisches, es geht ja immerhin um nichts weniger als das Schicksal der Moderne. Das liest sich zwar flüssig, aber nicht einfach, nicht populär; fröhliche Wissenschaft klingt anders. Dennoch stellen sich im Laufe der Lektüre tatsächlich tröstliche Effekte ein, eine faszinierende, schwer erklärliche Wirkung – vielleicht weil auch die größten Probleme gleich überschaubarer werden, sobald man sie etwas besser verstanden hat.

Und Reckwitz lässt der Moderne ja auch eine Chance, er ist keineswegs pessimistisch oder fortschrittsfeindlich. Nur will er statt der Revolution die postheroische »Reparatur«, uns also allesamt in den Blaumann stecken, mit Feile und Maulschlüssel ausgestattet: damit wir verlustbewusst den Fortschritt neu justieren und als Erbe bewahren, aber bitte ohne allzu große Erwartungen, denn »eine nagelneue Gesellschaftsmaschine ohne Dellen und Fehler ist nicht in Sicht«. Realismus hilft bekanntlich auch beim Reparieren.

Die Moderne sei von Anfang an von einem »mitreißenden Ideal der Jugendlichkeit« geprägt gewesen, bilanziert der Autor. »Nach 250 Jahren wird es Zeit, dass sie erwachsen wird und lernt, klug mit den Verlusten umzugehen.« Das ist der letzte Satz dieses Buches, das ein Startschuss für dieses Erwachsenwerden sein könnte; man wüsste gerne, wie viel Optimismus sich solch eine reife Moderne nach alledem noch bewahren könnte. Dass sich eine derart gründlich durchgearbeitete Verlustgeschichte unter der Hand in einen beeindruckenden intellektuellen Fortschritt verwandeln kann, auch das hat Andreas Reckwitz hiermit bewiesen. Falls die Katastrophe kommt, gibt es wenigstens dieses Buch.